

Leopold Mozart auf der Reise nach Paris : ein Versuch aus sozialhistorischer Sicht

Autor(en): **Schenda, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Jahrbuch für Musikwissenschaft = Annales suisses de musicologie = Annuario Svizzero di musicologia**

Band (Jahr): **12 (1992)**

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-835256>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Leopold Mozart auf der Reise nach Paris

Ein Versuch aus sozialhistorischer Sicht¹

RUDOLF SCHENDA

Sie alle kennen Leopold Mozart als bedeutenden Kapellmeister und Violinschul-Lehrer, mehr noch: als Vater einer tüchtigen Pianistin und eines Weltgenies, das, so will es der *Spiegel*, in diesem Jahre totgefeiert werden soll. Ich möchte Ihnen hier diesen Leopold Mozart auf der Reise nach Paris und London (1763/65) ohne den Beigeschmack von Feierlichkeiten vorstellen:

1. als einen Normal-Touristen mit ganz gewöhnlichen Reise-Fiebern;
2. als einen kaufmännisch kalkulierenden Impresario;
3. als einen Mittelstandsbürger mit Aufstiegsmentalität;
4. als einen Weltmann, der ein heimattreuer Salzburger bleibt;
5. als einen unlustigen, frommen, moralisierenden Biedermann;
6. als einen Vater, der seine herausgeputzten Kinder auf einem Jahrmarkt von Eitelkeiten vorführt und aufführt; und
7. als einen Ehemann, dem alles andere wichtiger ist als seine Frau.

Ich will damit nichts anderes tun, als den besseren Schmieden der Mozartforschung Hypothesen zu liefern für ein sachliches, aber doch auch raffinierteres Soziopsychogramm des jungen Herrn Wolfgang Mozart.

Eigentlich hat schon der Opernkomponist Johann Adolph Hasse Anstöße zu solchen kritischen Überlegungen geliefert, als er am 23. März 1771 an seinen italienischen Freund Giovanni Maria Ortes schrieb: «[...] Der Vater ist – soweit ich sehe – immer und mit allem unzufrieden; inzwischen wird auch hier [in Wien] darüber geklagt. Er vergöttert seinen Sohn etwas zu sehr und tut damit, was er kann, ihn zu verderben. Aber [...] ich hoffe, er wird sich aus Ärger über die Lobreden seines Vaters nicht verderben lassen, sondern ein tüchtiger Mensch werden.» Was heisst da: «Unzufriedenheit», was: «Lobreden»? Sehen wir, ob sich dieses Urteil eines Zeitgenossen ein wenig differenzieren lässt.

Leopold Mozart erscheint in seinen Reisebriefen zunächst als ganz normaler Familien-Tourist, als ein fast vornehmer sogar, denn er fährt mit Weib und zwei Kindern in der eigenen Kutsche und mit einem bediensteten Faktotum namens Sebastian Winter, der mit Pferd, Wagen und Reifen-Panne ebenso gut umgehen kann wie mit den zu pudern den Perücken. Ansonsten tut Leopold das, was normale Touristen in der Fremde

1 Diese Überlegungen eines Literatur- und Sozialhistorikers beruhen auf den bekannten Materialbänden: *Mozart. Dokumente seines Lebens*. Herausgegeben von Otto Erich Deutsch. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1963 (=dtv dokumente, 140). – *Mozart. Briefe und Aufzeichnungen*. Gesamtausgabe. Herausgegeben von der Internationalen Stiftung Mozarteum Salzburg. Gesammelt und erläutert von Wilhelm A. Bauer und Otto Erich Deutsch. Band 1: 1755-1776. Kassel etc.: Bärenreiter 1962. – Zur Ergänzung des hier gezeichneten Leopold-Mozart-Bildes sei dem Leser empfohlen Langedger, Florian: *Leopold Mozart als Persönlichkeit*. In: Mozart-Jahrbuch 1987/88, S. 107-114. Die ausgedehnte Literatur zur Sozialgeschichte der Kindheit, der Familie, der Frau und des Reisens konnte hier nicht ausgebreitet werden. Die Form des öffentlichen Vortrags (Zürcher Mozart-Symposium der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft, 17. 1. – 20. 1. 1991) wurde unverändert beibehalten.

bis heute tun: Er rechnet unablässig mit Geldsummen und Wechselkursen, mit Preisen und Ausgaben; er findet die Mode der Fremden – vor allem die der Engländer – lächerlich, hält die Französinnen für angemalte Puppen; wundert sich, dass Ausländer partout andere Sprachen reden als die Deutschen; schimpft auf die fremden Küchen und Keller, friert in Hotels mehr als daheim und sehnt sich so recht eigentlich nach dem heimischen Wein, Weib und Gesang, denn das Schlimmste ist doch allemal, dass die Ausländer nicht so gut singen wie der Salzburger Domchor. Ich will hier jedoch nicht alle Zeugnisse der Mozartschen Entfremdung aufführen; die Belege zeigen jedenfalls, dass nicht nur der Wolfgang, der ja bitter weinte, wenn er an seinen Spielkameraden, den älteren Cajetan Hagenauer, dachte, Heimweh empfand.

Leopold kompensiert seine Trennungs-Unlust einmal durch seine Briefkontakte mit den Hagenauers daheim; er weiss sich zudem fest verbunden mit Salzburg, weil er doch zu Maria Plain, zum Jesuskind von Loreto und an andere Gnadenorte Messen gelobt und gestiftet hat, und seine Frömmigkeit bekommt Auftrieb, wenn er in den österreichischen Niederlanden auf fromme Katholiken trifft. Er übertüncht sein Heimweh aber auch mit seiner geradezu modernen Geschäftigkeit. Er könne den Herren Adlgasser und Spizeder kaum schreiben, meint er am 13. August 1763 in Frankfurt, «denn ich komme bluthart ans schreiben, weil ich bald da bald dort bin.» Uhren, welche bekanntlich die Zeit segmentieren, faszinieren ihn; Zeitverluste empfindet er als störend. Alles Kaufmännische zieht ihn – ob in Frankfurt, Brüssel oder Paris – mehr als Schlösser oder Bildergalerien an: Im Ausland, berichtet er nach Salzburg, wird auch nachts bei Beleuchtung gearbeitet, in Paris sogar in offenen Boutiquen bei dieser grossen Kälte des Winters 1763/64. Diese Kälte überfällt die nicht abgehärteten Ausländer mit schrecklichen Katarren, und sie kostet die Gräfin von Eyck, bei der die Mozarts frierend logieren, das Leben. Leopold ist in der Tat ein stets geschäftiger Mann, sofern er nicht selbst krank ist; er liebt das vorausschauende Organisieren. Schon in Frankfurt, Anfang August 1763, spricht er mit «Jungfrau Rosalia Joli, Cammerkätzchen bey Ihrer Excellenz Gräfin von Arco», diese sollte «mit der Gräfin Van Eyck wegen eines Quartiers in Paris « sprechen. Diese weise Vorausplanung hatte in der Tat Erfolg, was umso erfreulicher war als die Gräfin, Gattin des bayerischen Gesandten in Paris, aus Salzburg stammte. Bei der Rheinfahrt von Bingen nach Koblenz kommt es nach einem Sturm zu einer Ansammlung von Schiffen, die gleichzeitig von Arning lossegeln, dergestalt dass, so überlegt Leopold, zur Übernachtung im nächsten Zielort nicht genügend Betten zu finden sein würden. «Ich liess unsern kleinen Nachen, der allzeit an der Jagd [Jacht] angebunden mitgeht, vorauslaufen, um mir [!] das beste zimmer im Wirtshause und das Essen zu bestellen. Dann, da alle Jagden anlandeten, so sahe ich vor, dass es sonst Quartier und Essen übel gehen würde. Ich bekam demnach das beste zimmer, eine gute Suppe, einen guten Rhein Salmen und Butter.»

Zu diesem Plänemachen gehört sicher auch das ständige, kaufmännische Kalkulieren, das sich später vor allem nach der Überfahrt nach England beängstigend in den Vordergrund seiner Mitteilungen schiebt. In dem verrotteten, «abscheulichen» Kölner Dom ärgert es ihn, den vom Glanz der süddeutschen Barockarchitektur Verwöhnten, dass die Juwelen des Domschatzes nicht investiert werden, um aus dem «Pferd Stall» einen sauberen Tempel des Herrn zu machen. Es ärgert ihn, wenn die Fürsten seine ausgestreckte bedürftige Hand nicht bemerken, wenn zum Beispiel die Amalia von Preussen, Schwester des Grossen Friedrich, angeblich kein Geld hat oder wenn der Prinz Carl in Brüssel ihn hinhält mit leeren Versprechungen. Wenn die Kinder, sein verlässlichstes

Kapital, wegen der Angina arbeitsunfähig werden, arbeitet Leopolds Geschäfts-Gehirn umso kräftiger: «Ich würde, schreibt er am 22. Februar 1764, auch 12 Louis d'or wenigst mehr haben, wenn meine Kinder nicht hätten einige Tage das Haus hüten müssen: Ich danke Gott, dass sie besser sind.»

Ständig wenig Geld in der Tasche habend, fürchtet Leopold die Diebe und hasst es, wenn die Dienstboten bei Einkäufen «auf die Waare schlagen», um ein wenig ihr Gehalt zu verbessern – «das heist der Profit», und er ist völlig damit einverstanden, dass die Hausbedienten, die beim Stehlen ertappt werden, auf der Exekutions-Schaubühne der Place de Grève ihr wohlverdientes Ende finden.

Warum diese wiederholte, in jedem Brief wiederkehrende Sorge um das liebe Geld? Leopold ist ein Mittelstandsbürger, der ständig auf die Mehrung seines Sozialprestiges bedacht ist. Sein Traum ist es, sich dem Adel anzunähern. Eine gute Stange Geldes im Sack zu haben, scheint ihm eine Vorbedingung für seinen sozialen Aufstieg; die horizontale Mobilität (sprich: das Reisen) verschafft ihm das Gefühl, der vertikalen Mobilität und damit der Nobilität näherzurücken. Wo immer es nur geht, versucht Leopold in seinen Berichten seine sozialen Kontakte zur Kumulation seines Prestiges zu benutzen. Sein Umgang bewegt sich zunächst weniger im Kreis der Adligen, sondern im Bereich der höheren Bediensteten solcher Fürsten; katholisch-hierarchisch formuliert: Er verkehrt mit den fürbittenden Heiligen, nicht mit den Thronen und Herrschaften des Paradieses. Der Kammerdiener Urspringer zeigt ihm den Garten der Favorita des Kurfürsten Emmerich Joseph von Mainz; im Goldenen Löwen zu Frankfurt speist er stolz mit Offizieren und gar einem Churtrierischen Gesandten; selbst den Abenteurer Labadie, Obristen eines Freikorps aus französischen Deserteuren, bewundert er, um in der Heimat Bewunderung zu finden. In Aachen werden die Kinder gar von der Prinzessin Amalia von Preussen abgeküsst. Leopold denkt dabei laut: «Wenn die Küsse, so sie meinen Kindern, sonderlich dem Meister Wolfgang gegeben, lauter neue Louisd'or wären, so wären wir glücklich genug.» Stattdessen lädt ihn die hochadlige Dame ein, gleich mit ihr nach Berlin zu gehen, und sie macht Leopold eine so unglaubliche «Proposition», dass er sie «nicht hersetzen mag». Immerhin dient auch diese Episode dem Prestigegegewinn: Fürstliche Küsse den Kindern, fürstliche Propositionen dem Vater! Leopold lehnt, wie zwei Jahre später bei einem ähnlichen Angebot in London, dankend ab mit der Bemerkung: «Vestigia terrent, sagte der Fuchs.» Mit diesem Wellerismus zeigt er seine Bildung ebenso wie seine Bauernschläue. Was ehrenvoll bleibt, ist jenes Prestige, das der einfache Mann schon aus dem fast, aber doch nicht fest erhaschten Glück zu ziehen versteht.

Ein Maximum an Prestigegegewinn verschafft sich Leopold beim Neujahrs-Essen 1764 an der Tafel des Königs, Ludwigs XV., und der Königin, Maria Leszczyńska aus Breslau, des Dauphin Louis und der Dauphine Maria Josepha von Sachsen. Nicht, dass die Mozarts an des Königs Tisch gegessen wären wie der Frosch im Märchen! Nein, aber der Wolfgang durfte doch neben der Königin stehen und mit ihr in deutscher Sprache plaudern, und Leopold, Anna Maria und die Nannerl standen nicht weit davon respektvoll hinter den speisenden Herrschaften. In London dann, wo die Huld des Königs – es ist George III. – noch stärker zu spüren ist, schreibt Leopold am 28. Juni 1864, er wohne «im Theil von Westminster, ich [!] bin also dem Adel nahe».

Dem Adel nahe, und doch kein Adliger! Leopold sonnt sich indes gerne in fürstlichen Strahlen, und er weiss seinen gutbürgerlichen, hofnahen Status sehr wohl gegen Die-dar-unten abzugrenzen: In Wallonien reisst der Eisenreifen eines Vorderrades; in einem «schlechten Ort» wurde darob um 10 Uhr Halt gemacht, und: «in einem Wirtshause wo

nur fuhrleute füttern, sassen wir auf Holländisch auf ströhnenen Sesseln zum Caminfeuer, wo ein kessel an einer langen Kette hieng, in welchem fleisch, Rüben etc. und allerhand beysammen en compagnie sieden musste. [Man beachte die doppeldeutige Metapher!]. da bekamen wir ein klein elendes Tischchen hin, und aus dem grossen Kessel wurde uns Suppe und fleisch angerichtet, und eine Boutellie Rother Champagner gereicht, dabey aber kein Wort Teutsch, sondern pur Wallonisch, das ist, schlecht französisch gesprochen. Die Thüre war beständig offen, darum hatten wir sehr oft die Ehre, dass uns die Schweine einen Besuch abstatteten und um uns herum gruntzten. Sie können sich nichts natürlicher vorstellen, als wenn sie sich unsere Mittags Tafel als ein gemahltes Holländer-Stück vorstellen. Wir sagten es etlichemal, dass wir wünschten, dass uns die Frau Hagenauerin in unserer damaligen Stellung sehen sollte. Das werden sie sich wohl einbilden, dass wir die Mahlzeit und Arbeit für die Räder auf Lückisch [Luyk = Lüttich] oder gut Wallonisch haben bezahlen müssen. Denn diess ist, sonderlich für fremde, das boshafteste Volck der Welt.» Der Abgrenzung gegen das Niedere, das Fremde, das Böse dienen denn auch die wenigen Beobachtungen, die Leopold über das Volksleben der bereisten Länder macht. Das Exotische bietet ihm – wie den meisten seiner reisenden Zeitgenossen – ein Kontrastprogramm zu einem schönen Bild von sich selbst und seiner Heimat.

Wenn es noch eines Beweises dafür bedarf, dass Leopold sich mit dem Adel, nicht mit dem Gemeinen Volke identifiziert, lässt sich der Brief vom 4. März 1764 aus Paris heranziehen. Leopold versteigt sich hier dazu, in die Rolle des Fürstbischofs von Salzburg zu schlüpfen: «Wenn ich Fürst wäre, müste ieder nicht allein sich mit einen Concert bey der Tafel produciren, sondern ganz allein das erste Violin zu einer Aria, die man ihm 1.a vista auflegt, bey der Tafel accompagnieren. Diess würde unserm Fürsten anfänglich gelegenheit zum lachen geben, nach der Zeit aber würde es alle, die minus habentes sind, abhalten, etwas zu verlangen, dem sie nicht gewachsen sind. Ausserdem unterstehen sich Leute ein so grossen Fürsten zu bedienen, und um Musick Dienste anzuhalten, die nicht nur ein gemeiner Prelat für seinen Bedienten, ja die nicht einmahl der Thurnermeister bey seinen Hochzeit fiedlereyen gebrauchen will. Verzeihen sie, der Eyfer für die Ehre unsers gnädigsten Fürsten, und für sein Interesse hat mich völlig hingerissen.»

Leopold ist auf dieser Reise ein Weltmann geworden, der aber doch immer der Heimat und vor allem seinem Fürsten, dem Erzbischof, die Treue hält: «Wir [Leopold und Wolfgang; Annerl bleibt schon hier ausgeschlossen und wird im Laufe der Jahre weiter marginalisiert] wollen uns beyde befeissen, unserm Hofe Ehre zu machen, und Gelegenheit zu geben, dass zu Zeiten etwas in den Zeitungen gelesen wird.»

Die fürstlichen Gnaden-Strahlen, die auf Leopold fallen, werden also sozusagen mit Hilfe der Medien Brief und Zeitung nach Salzburg umgelenkt. Unverändert bleibt auch Leopolds Verehrung für die heimischen Gnadenstätten, ungebrochen sein orthodoxer, kirchenfurchtsamer Do-ut-des-Katholizismus. Das Schlimmste an dem heuchlerischen, «niedertrehtigen» Konkurrenten Johann Schobert in Paris ist, dass sich dessen Religion «nach der Mode», also aufgeklärt zeigt. Es belastet Leopolds Gewissen, dass er in Paris die Fastengebote nicht einhalten kann, «theils weil der Tra[i]teur keine Fasten Suppe schickt, theils weil meine Frau nichts anders mit den Kindern essen kann: denn hier sind sie nicht zum Fasten eingerichtet.» Unverändert salzburgisch-charmant, jovial, ja manchmal gar humorvoll, ist sein Plauderton, wenn er, sich erinnernd, von den Freunden und Nachbarn in Salzburg schreibt oder sich direkt an die Frau Hagenauerin wendet. Aus

allen seinen Klagen über die Unmoral der Ausländer tönt immer wieder dies hervor: dass Austria ein glücklicheres Land ist.

Die Klagen über das Fremde sind in der Tat nicht frei von verdrossenen Moral-Tönen. Paris ist nun einmal ein sündiges Pflaster, und das alles ist nichts «für einen ehrlichen Deutschen»: In Paris, jammert er, würde man nicht einmal als Leiche ordentlich in die Füsse gestochen oder trauervoll bestattet. «Sie haben recht», schreibt Leopold der Madame Hagenauerin am 4. März 1764, «dass Paris ihnen nicht anständig ware», und dann distanziert er sich vehement von allem unheiligen Treiben in der Metropole. «Sie werden vielleicht glauben, wir werden ganz ausserordentlichen Faschings-Lustbarkeiten beiwohnen. O weit gefehlt! Es [ge]fiel[e] mir gar nicht(s) bey einem Ball, der erst nach mitternacht anfängt, beyzuwohnen.» Und wie alle guten Moralapostel fügt er der Laster-Schilderung hinzu: «alles dies weis ich aus der Erzählung, denn ich habe noch nichts gesehen.»

England scheint ihm da zunächst ein freundlicheres Land, zumal die Guinees reicher fliessen als die Louisdor, aber alles ist dort zu teuer: der Wein, die Mieten für ein Konzert, die Löhne der Handwerker. England entpuppt sich dann als ein Land, in dem der Reisende sich, trotz aller sittsamen Vergnügungen in den grossen – aber zu teuren! – Parks nur eine «Verkältung» holt: «Wir hatten alle starcke Catharr, so wie es hier allgemein ist; in dem es sehr feucht, neblicht und ein rechtes Rauchloch ist», schreibt er am 8. Februar 1765 aus London. Und schliesslich: In England kann Leopold nicht bleiben, «da ich meine Kinder an keinem so gefährlichen Orte: wo der meiste theil der Menschen gar keine Religion hat, und wo man nichts als böse Beyspielle vor Augen hat, erziehen will. Sollten sie die Kinder Zucht hier sehen, sie würden erstaunen. Von übrigen Religions Sachen ist gar nicht zu sprechen.» Aber er beklagt sich dann doch bitter über eine Taufe, bei welcher Parteien unterschiedlicher Religionen zusammentrafen – gerade ein Jude hätte dabei noch gefehlt! Und von den «ganz abscheulichen» Boxern will er nicht reden, und die Löwen im Zwinger des Tower haben «unsern H. Wolfgang in Ängsten gesetzt.» Kurzum: Der biedere Löwe Leopold knurrt auch in London höchst unzufrieden.

Die Brockhaus-Enzyklopädie sagt uns, Leopold Mozart habe seine Kinder «streng, vielseitig und weltoffen» erzogen. Ich erlaube mir, das alles, wenn nicht zu bezweifeln, so doch ein wenig facettenreicher zu betrachten. Unter Weltoffenheit verstehen wir doch heute etwas anderes als intoleranten Ethnozentrismus, wie ihn Leopold offenbart. Was die Vielseitigkeit anbetrifft, so muss ich dieses Urteil den Musikhistorikern zu einer Revision überlassen; die Paris-Reise liefert zu wenig Materialien zu diesem Thema. Die Strenge kann ich nicht unbedingt bestätigen, wenn doch der Vater die Kinder in der Sänfte tragen lässt und er selbst, die Mutter daheim lassend, hinterherrennt und sich dabei die starke Erkältung auf den Leib holt, wenn er den Kindern immer wieder Geschenke zur Belohnung gibt oder wenn er den Wolfgang die Löwen im Tower sehen und ihm auch sonst Zeit zum Spielen lässt. Also Leopold ein sanfter Vater? Auf der anderen Seite ist nicht zu übersehen, dass er die Kinder zu Objekten der Schaustellerei gebraucht: Er staffiert sie aus, putzt sie heraus: «Sie sollten den Wolfgang im schwarzen Kleide und französischen Hute sehen.» Oder gar: «Die Nannerl trägt zum spazieren gehen einen Englischen Hut, wie es in diesen gegenden bey Frauenzimmern mode ist. Wenn wir so zu Salzburg durch die Strassen giengen, lieffe es alles zusamm, als wenn der Rhinoceros käme.» Dieser Vater ist nicht streng; er ist viel eher eitel, ängstlich und bewunderungssüchtig: «Alles gerieth in Erstaunen! Gott giebt uns die Gnade, dass wir,

Gott Lob, gesund sind und aller Orten bewundert werden.» Nannerl spielt so gut Klavier, berichtet der Vater auch, «dass alles von ihr spricht, und ihre Fertigkeit bewundert.» Das hindert Leopold freilich nicht, die Fertigkeiten des Sohnes in den Vordergrund zu rücken; nur Wolfgang lässt sich offenbar als Wunderkind darstellen – notfalls mit einer kleinen Korrektur von dessen Alter nach unten.

Dieser Mann bringt seine Kinder zur Auf- und Vorführung wie ein Spielmann auf dem Jahrmarkt seine Hündchen und Äffchen; er erinnert mich an den Schausteller Vitalis in Hector Malots Roman *Sans famille*. Wenn es denn einem Neugierigen beliebt, zeigt der Wolfgang, dass er auch blind spielen kann – durch ein Tuch hindurch, das die Tasten verdeckt. Ich bezweifle nicht, dass Leopold seine Kinder liebte, aber er liebt, so scheint mir, vor allem seinen eigenen Ruhm und nützt die Kinder geschickt zur Mehrung dieses seines Ansehens. Noch sind die Kinder nicht zur Individualität gereift; sie bleiben Teile seines Familienbesitzes.

Bleibt die Mutter Mozart auf dieser Reise nach Paris. Ich fasse mich so kurz wie Leopold, der sie sechs- oder siebenmal nur in Nebensätzen erwähnt. Maria Anna – ihr Name fällt indes nie – ist fromm, sie opfert sich für die Kinder auf, zeigt Mitleid mit der kranken und der toten Gräfin, trinkt lieber Kaffee als Tee, ist selber nie krank, sondern, bei wahrscheinlich doch gleich starken Infektionen, höchstens «etwas unbässlich», und sie bleibt meistens still zu Hause. Sie ist die Hausfrau zu den Hauskindern, wie sie der rechtschaffene Hausvater in der Ökonomie-Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts allesamt braucht.

Ich fasse zusammen: Leopold Mozart auf der Reise nach Paris ist in allen Lebenslagen ein Mittelwesen. Als geschäftstüchtiger Impresario vermittelt er seine Kunst-Kinder an ein kunstliebendes Publikum aus Adelskreisen. Als sozial ungesicherter Mittelbürger steht er in ständigem Konflikt mit seinem Status, den er in Richtung auf den Adel anzuheben sucht. Als konservativer Mitteleuropäer erhebt er seine katholische Moral zur Norm und beurteilt danach, seine eigene Welt zum Mittelpunkt machend, die Fremden. Der Mittelpunkt seiner Familie ist er, der Patriarch.

Wann und wie stark der junge Wolfgang die Mittelmässigkeit seines Vaters gefühlt und ob er gar darunter gelitten hat, vermag ich nicht zu sagen.